

Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen [Teil 3]

Autor(en): **Brack, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **64 (1959-1960)**

Heft 8

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wer könnte aber eine geistvolle Lehrerin oder einen Lehrer zwingen, auf diesen Zeitstil herabzusteigen? Wo Geist in der Schulstube ist, wird nach Guggenbühls Forderung beides belebt: die Mundart und das Hochdeutsche. Solche Belebung darf man weder von Lehrplänen noch von ausgeklügelten Methoden erwarten; der Erfolg hängt einzig und allein vom Menschen ab, der vor den Schülern steht. Kein Schüler geht aber fertig gebildet aus der Schule, auch der nicht, der das Maturitätszeugnis in der Tasche mit fortträgt. Wenn er sich nicht selber weiterbildet, so wird er, wie die meisten, im offiziellen Lebens- und Sprachstil stecken bleiben.

Georg Gisi

Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen (Fortsetzung)

Die Rolle der Frau im Märchen

Was für Frauengestalten zeigt uns das Märchen? Es ist die Mutter, die Patin, die Stiefmutter, das Schwesterlein, die Tochter, die Braut, die Ehefrau. Dargestellt ist also fast immer die Frau in ihren Beziehungen zur Familie. Nur eine steht außerhalb, so daß man ihren Zivilstand gewöhnlich gar nicht erkennt: es ist die Hexe und die Zauberin.

Ich fasse zuerst die Mutter ins Auge. Ist es nicht eigentümlich, daß sie uns im Märchen fast nirgends in bestimmten Umrissen und mit individuellen Zügen entgegentritt? Und doch arbeitet es das Typische der wahren Mutter, sozusagen ihr reines *Urbild*, mit den allereinfachsten Mitteln heraus. Wie ergreifend schildert es uns die Sehnsucht der jungen Frau nach einem Kind! Es geschieht fast mit denselben Worten, sei es eine Königin oder eine Bauersfrau; denn die echten und guten Mütter fühlen ja alle gleich, mögen sie hoch oder niedrig gestellt sein. Die *Königin* sitzt am Fenster und näht, während es draußen schneit. Wir spüren ihre Einsamkeit und Leere in dieser winterlichen Umgebung. — Das Märchen vom Machandelbaum versetzt uns um 2000 Jahre zurück. (Die Mütter bleiben sich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende immer gleich.) «Da war einmal ein reicher Mann, der hatte eine schöne Frau, und sie hatten sich beide sehr lieb, hatten aber keine Kinder. Sie wünschten sich aber sehr welche, und die Frau betete darum soviel, Tag und Nacht, aber sie kriegten immer keine. Vor ihrem Haus stand ein Machandelbaum, unter dem stand die Frau im Winter und schälte sich einen Apfel.» Dann heißt es in beiden Märchen, daß sich die Frau in den Finger schnitt und dabei Blut in den Schnee fiel. Und beim Anblick des Blutes kommt der Wunsch, der sie Tag und Nacht bewegt, über ihre Lippen: «Ach, hätte ich doch ein Kind, so rot wie Blut und so weiß wie Schnee . . .» Die *reiche Frau* aber, als ihr Wunsch in Erfüllung ging, «freute sich so, daß sie starb». — Oder die *Bauersfrau* in Daumensdick: Es war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: «Wie ist es so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, in den andern Häusern ist's so laut und lustig.» «Ja», antwortete die Frau und seufzte: «Wenn's nur ein einziges wäre, nur daumensgroß, so wollte ich schon zufrieden sein, wir hätten's doch von Herzen lieb.»

Aber wie schalten und walten nun diese Mütter, sofern sie am Leben bleiben? Wie erziehen sie ihre Kinder? Darüber sagt uns das Märchen kaum ein Wort. Über ihr Wirken ist eine wundersame Stille ausgebreitet. Was bedeutet sie? Ist sie eine Leere? Nein, sie deckt vielmehr eine Unendlichkeit zu von Mühe und Arbeit, von Sorgen und Opfern, die das Leben einer Mutter ausfüllen; aber sie alle sind so selbstverständlich, daß im Märchen darüber sozusagen kein Wort verloren wird. Das Wirken der rechten Mutter gleicht dem des Regenwassers, das lautlos in die verborgensten Ritzen schlüpft, unsichtbar versickert und doch alles belebt. — Nur hie und da beleuchtet ein Satz blitzartig dieses mütterliche Walten. Wenn im «Aschenbrödel» die sterbende Mutter zu ihrem Kinde sagt: «*Bleibe* fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabsehen, und ich will um dich sein», so sind diese letzten Worte wie eine Zusammenfassung ihres Erziehungswerkes und ihrer Erzieherweisheit. Die Mutter hat nicht nur das zeitliche Wohl, sondern das ewige Heil ihres Kindes im Auge. Und die Liebe dieser Mütter stirbt nicht; sie reicht und wirkt über das Grab hinaus und beschenkt das zurückgelassene Kind mit guten Gaben oder beschützt und behütet es auf geheimnisvolle Weise.

Noch durch ein Mittel weiß das Märchen die Bedeutung der Mutter für das Kind ins hellste Licht zu rücken. Es weiß ganz ergreifend das Elend der Kinder zu schildern, die ihre rechte Mutter verloren haben: «Wenn sie den kleinen Jungen (das Stiefsöhnlein) sah, dünkte es sie, als stünde er ihr überall im Wege, und der Böse gab es ihr ein, daß sie ihm ganz gram wurde, und sie stieß ihn aus einer Ecke in die andere und puffte ihn hier und knuffte ihn dort, so daß das arme Kind immer in Angst war. Wenn er dann aus der Schule kam, so hatte er keinen Platz, wo man ihn in Ruhe gelassen hätte.» (Der Machandelbaum.)

Wir suchen wieder in der Literatur nach einer Parallele dieser über das Grab hinaus wirkenden Mutterliebe und finden sie in der Gotthelf-Geschichte: «Wie Joggeli eine Frau sucht». Joggeli sagt am Schluß der Erzählung, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken. Unsichtbar und doch jederzeit spürbar schreitet ihre Gestalt — wie ein guter Geist — durch die Geschichte. Die Erinnerung an sie begleitet den Sohn auf Schritt und Tritt und bestimmt sein Handeln. An ihrem Beispiel haben sich seine Augen geschult, daß er die Mädchen unterscheiden kann und dasjenige herausfindet, das an innerem Wert und an Tüchtigkeit seiner Mutter gleicht und würdig ist, ihre Nachfolgerin auf dem Hof zu werden. Die Mutter ist also für den Sohn nicht tot, sondern wirkt vielleicht lebendiger als im Leben.

Auch Kellers Gedicht: «Jung gewohnt, alt getan» bewegt sich in den gleichen Gedanken.

Ich habe gesagt, daß im allgemeinen das Märchen die Mutter nicht mit individuellen Zügen ausstattet. Es sind mir nur wenige Märchen gegenwärtig, in denen die Mutter in bestimmteren Umrissen erscheint. In der «Kornähre» reißt eine Mutter eine Handvoll der schönsten Ähren ab, um damit das Kleidchen ihres Kindes (das in eine Pfütze gefallen war) zu reinigen. Der liebe Gott bestraft diese Vergeudung, indem er gebietet, daß fortan die Halme, die bis jetzt 400- bis 500fältige Frucht getragen, in Zukunft leer dastehen sollten. Nur die inständigen Bitten der Umstehenden erreichen es, daß Gott seine Strafe mildert und wenigstens die Ähre übrigläßt, wie sie heute wächst. *Eine Mutter* läßt sich eine solche Mißachtung des Brotes zuschulden kommen. Mich dünkt, das sei nicht zufällig, sondern das Märchen betone dadurch das Frevelhafte der Tat.

Die Mutter, die von Gott zur Hüterin des Lebens bestellt ist, sollte selber die größte Ehrfurcht haben vor allem, was die mütterliche Erde geduldig wachsen läßt, und sie sollte ihre Kinder diese Ehrfurcht lehren. Wo das nicht geschieht, zieht Armut und Mangel ein; denn Ehrfurchtlosigkeit ruft der Verschwendung, und der Verschwendung folgt die Armut auf dem Fuße nach.

Das Märchen vom «Totenhemdchen» erzählt von einer Mutter, die nach dem Tod ihres Bübleins in Gram versinkt, bis ihr das Kindlein erscheint und sie bittet, mit Weinen innezuhalten, damit sein Hemdlein trocknen und es im Grab Ruhe finden könne. «Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig.» — Wenn es für eine Mutter das höchste Glück ist, einem Kindlein das Leben zu schenken, so ist es ihr tiefster Schmerz, es durch den Tod zu verlieren. Aber sie begeht eine schwere Sünde, wenn sie sich im Schmerz verliert; sie darf die Lebenden nicht um der Toten willen versäumen.

Das Märchen stellt die höchsten sittlichen Anforderungen an die Mutter. Die Geschichte vom «Marienkind» sagt, daß eine Mutter, deren Leben vom Geist der Unwahrheit regiert wird, nicht wert ist, Kinder ihr eigen zu nennen und nicht fähig ist, sie zu erziehen.

Die Jungfrau Maria hat ihr Pflegekind aus dem Paradies verstoßen und in ein wüstes Dornengestrüpp verbannt, weil es ihr Gebot übertreten und diesen Ungehorsam dazu noch abgeleugnet hatte. Ein König befreit es aus dieser Einöde und heiratet das schöne Mädchen. Jedermal nun, wenn es ein Kind zur Welt bringt, erscheint die Jungfrau Maria und versucht, die junge Mutter zum Geständnis ihrer Schuld zu bringen. Weil sie aber verstockt bleibt und hartnäckig weiterleugnet, nimmt ihr die Jungfrau jedesmal das neugeborene Kind aus den Armen und verschwindet damit. Erst auf dem Scheiterhaufen, im Angesicht des Todes, schmilzt ihr Stolz, und sie bekennt reumütig ihre Schuld. Darauf führt ihr Maria die Kinder zu, die Kinder, die in die reine Luft des Paradieses gehören, in dem Unschuld und Wahrheit herrscht, und nicht in die verworrene Dornenwelt der Lüge.

Das Märchen empfindet die Mutter ganz naturhaft. Darum hat es ein Vorurteil gegen die Stiefmutter, die eben nicht von der Natur eingesetzt ist. Es traut ihr die Fähigkeit nicht zu, die fremden Kinder wie eigene zu lieben. Es kennt nur das Leid und das Entbehren der ihrer rechten Mutter beraubten Kinder; aber es weiß nichts von den Leiden einer Stiefmutter, der es nicht gelingt, die Liebe ihrer Stiefkinder zu gewinnen.

Der Vorwurf, daß es bei den Kindern das Vorurteil gegen die Stiefmutter wecke, ist gewiß nicht ganz unberechtigt. Aber ich versuche dieser Gefahr zu begegnen, indem ich beim Erzählen einfach das Wort «Stiefmutter» sorgfältig vermeide. Ich rede stets nur von der zweiten Frau, die eben der ersten nicht ebenbürtig ist. Dem ist ja im Märchen auch immer so. Die Stiefmutter ist eigentlich die unmütterliche Frau. Im Grunde ist sie weder den fremden noch den eigenen Kindern gegenüber einer wahren Mutterliebe fähig. Ihr fehlt die Liebeskraft, um ein fremdes Kind ins Herz zu schließen; aber auch die Liebe zum eigenen Kind ist nichts anderes als der Trieb, ihm und damit sich selber mühelos zu Wohlleben und Glanz und Ehre zu verhelfen und ihm und sich möglichst viel Vorteile zu erschachern. Das Märchen arbeitet also die zwei Frauentypen der mütterlichen und der unmütterlichen Frau wieder in voller Lebenswahrheit heraus.

Die Stellvertreterin für die Mutter ist nach dem Märchen nicht die Stiefmutter, sondern das Schwesterchen. Was für liebliche, rührende, opferfreudige Geschöpfe

sind doch diese Schwesterchen, wie sie die Märchen von den 12 Brüdern, den 7 Raben, den 7 Schwänen, Brüderchen und Schwesterchen schildern! Im letzten Märchen sind Brüderchen und Schwesterchen vor der Stiefmutter in den Wald geflohen. Sie hat alle Bäche und Quellen des Waldes verzaubert, und als das Brüderchen trinken will, hört das Schwesterchen, wie das Bächlein warnt: Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger! Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf! Wer aus mir trinkt, wird ein Reh! Ich frage meine Schülerinnen: Gibt es vergiftete Quellen? Denkt daran, daß es nicht nur einen leiblichen, sondern auch einen geistigen Durst gibt, der aus geistigen Quellen gelöscht wird. Die Antworten kommen so nach und nach: Bücher, Kino, Theater, schlechte Gesellschaft, das alles *können* vergiftete Quellen sein. Gibt es Menschen, die Quellen vergiften können? Ja, ein gemeines oder ein frivoles Wort kann zu einer Quellenvergiftung werden. *Und die Verfasser von schlechten Büchern und schlechten Kinostücken usw. sind alles Quellenvergifter.* Wie kommt es, daß nur das Schwesterlein die Warnung des Bächleins hört und versteht? Eine Antwort lautet: «Weil es selber weniger Durst hatte und darum auf die Warnung besser achtete.» Schon diese Antwort enthält ein Korn Wahrheit; denn die Begierde macht taube Ohren. Eine andere Antwort aber trifft den Kern der Sache. Das Schwesterlein fühlt sich für das Brüderlein verantwortlich. Es vertritt Mutterstelle an ihm und wittert darum jede Gefahr. Alle Schwesterchen im Märchen haben dieses wunderbare Verantwortungsgefühl, dieses Wachsein allen körperlichen und sittlichen Gefahren gegenüber, mit einem Wort, diese Mütterlichkeit, die nicht erst erwacht bei der Geburt eines eigenen Kindes, sondern die jedes unverdorbene Mädchen als Gabe von Gott empfangen hat. Sie gilt nicht nur dem leiblichen Bruder, sondern sie ist dem weiblichen Geschlecht überhaupt gegenüber dem männlichen gegeben. Das Mädchen mit seinen mütterlichen Instinkten, mit seinem natürlichen Trieb, Schwaches, Einsames und Gefährdetes zu schützen, es soll der gute Geist des jungen Burschen sein, der ihn vor sittlichen Gefahren behütet.

Ich komme zur Braut. Wie es das Märchen liebt, der wahren Mutter die unechte gegenüberzustellen, so setzt es auch gern die wahre Braut in Kontrast zur falschen. Es zeigt uns einerseits die Braut, die ihrem Verlobten die ganze innige, von aller Berechnung freie Liebe eines reinen Herzens entgegenbringt und andererseits die berechnende Braut, die der andern den Geliebten abspenstig macht, nicht indem sie ihn durch größere Vorzüge gewinnt, sondern, indem sie ihn durch allhand unlautere Mittel blendet und betört. Wie entgeht der Bräutigam dieser gefährlichen Umstrickung, und wie findet er sich wieder zu seiner ersten, der wahren Braut zurück? Wenn wir dieser Frage nachgehen, so erstehen vor unsern Augen Gestalten von einer rührenden Schönheit.

«Der Liebste Roland» hat sich und seine Braut vor den Nachstellungen einer bösen Stiefmutter gerettet und geht nun heim, um die Hochzeit zu bestellen. Um an der Abschiedsstelle unangefochten auf seine Rückkehr warten zu können, verwandelt sich das Mädchen in einen Feldstein, also in ein ganz unscheinbares Ding, das liegen bleibt, wo es ist und an dem jeder achtlos vorbeigeht. Kann die treue, geduldig harrende bräutliche Liebe besser versinnbildlicht werden? Aber die Arme wartet umsonst. Der Verlobte kommt nicht wieder; «er ist in die Fallstricke einer andern geraten». Wie bezeichnend für ihren Seelenzustand ist es wiederum, daß sie sich nun in eine Blume verwandelt, die welken und vergehen *darf* und die hoffentlich bald «von einem Daherkommenden umgetreten wird». Den Hirten, der sie aus ihrer Blumengestalt erlöst und zur Frau begehrt, weist sie ab; sie will ihrem

Liebsten treu bleiben, obwohl er sie verlassen hat. Als sie, wie es die Sitte fordert, mit allen Mädchen des Landes an seiner Hochzeit teilnehmen und dabei sogar singen muß, da will es ihr das Herz zersprengen. Aber auch dem Singen kann sie sich nicht entziehen. Beim Klang dieser Stimme nun springt Roland auf und ruft: «Diese Stimme kenne ich. Das ist die rechte Braut, eine andere begehre ich nicht.» Alles, was er vergessen hatte und ihm aus dem Sinn verschwunden war, das war plötzlich wieder in sein Herz heimgekommen. «Heimgekommen», sagt das Märchen so schön. Die verlassene Braut hat die Rückkehr des Bräutigams nicht erkämpft; von ihr unbeabsichtigt und darum nur um so zwingender hat die vertraute Stimme durch alles, was sie in ihm wieder weckt, den Geliebten aus der Verblendung gerissen, wie ein Lichtstrahl einen giftigen Nebel zerstreut.

Im Märchen von der Jungfrau Maleen mußte diese um ihren Verlobten, dem sie sich gegen den Willen ihres Vaters versprochen hatte, sieben Jahre in der Finsternis gefangen sitzen, Hunger und Durst leiden und nachher in Not und Armut leben. Der Bräutigam, für den die Braut verschollen ist, steht im Begriff, auf Geheiß des Vaters eine andere zur Frau zu nehmen. Weil sich aber diese davor fürchtet, ihm vor der Hochzeit ihre grenzenlose Häßlichkeit zu zeigen, zwingt sie die Jungfrau Maleen, die in ihrer Küche als Aschenbrödel dient, als ihre Stellvertreterin mit ihrem Verlobten zur Trauung zu gehen. Doch der Betrug, durch den sie sich den Bräutigam sichern will, muß dazu dienen, die beiden lang Getrennten zu vereinen. Wie die Braut von Roland, so tut auch die Jungfrau Maleen nichts, um ihren Geliebten zurückzugewinnen. Während sie auf das Geheiß der zweiten Braut unerkannt an seiner Seite zur Kirche schreitet, weiß sie nicht, ob sie in seinem Herzen überhaupt noch lebt. Nur ganz leise tastend, sucht sie das zu erfahren. Sie gibt sich auch dann noch nicht zu erkennen, wie sie merkt, daß er sie nicht vergessen hat. Erst als der Betrug offenbar wird, der Bräutigam sich von seiner ihm aufgezwungenen Braut abwendet und der Unbekannten gesteht, daß er sich zu ihr hingezogen fühlt, weil sie ihn an die Jungfrau Maleen erinnere, tut sie ihm kund, daß sie es wirklich ist, und die beiden schon Getrauten bleiben in seligem Glück vereint.

Das Märchen kennt die in der Seele der mütterlichen Frau liegenden Segensmächte mit ihrer erlösenden und rettenden Kraft, aber auch die unheimlichen und unheilvollen Mächte, die in der Seele der unmütterlichen Frau wohnen, Mächte, die nur Unglück und Leiden verursachen und verderben, was in ihre Gewalt gerät. Mit «ihren Siebenmeilenstiefeln» erreichen die Unholdinnen ihre Opfer, auch wenn diese in die fernsten Fernen fliehen. Immer wieder stellt das Märchen diese beiden Frauentypen einander gegenüber, gar oft im Kampf um einen und denselben Menschen. Im Märchen vom Froschkönig sind die beiden Gegenspielerinnen ein junges, harmloses Mädchen und «eine böse Hexe». Eine solche hatte den Prinzen in einen Frosch verwandelt. So erzählt der Königsson nach seiner Erlösung der jungen Gemahlin. Es muß ein tiefer Fall gewesen sein, sonst hätte sich der treue Diener Heinrich nicht drei eiserne Bande ums Herz schmieden lassen, damit es vor Weh und Traurigkeit nicht zerspringe. Aber dem Frosch bleibt die Sehnsucht nach der alten sauberen Welt, aus der er stammt. Die Kleider, den Schmuck und die goldene Krone, die ihm das Königstochterlein für das aus dem Teich heraufgeholt goldene Spielzeug bietet, weist er zurück. Reichtum und Macht vermögen ihn nicht aus dem Sumpf zu erretten. Aber, wenn sie ihn lieb haben und sein Geselle und Spielkamerad sein will, dann wird er ihr den Dienst tun. Nun sitzt der Frosch wieder wie einst an einer königlichen Tafel, ißt wieder aus einem goldenen Teller und trinkt

aus einem goldenen Becher; aber noch bleibt er, was er ist, ein Sumpftier. Mit ihm aus dem gleichen Teller zu essen, das hat das Königstöchterlein zur Not noch vermocht. Aber wie der kalte, glitschige Geselle in ihr sauberes Bettchen steigen will, kann sie den Abscheu vor ihm nicht überwinden, und um sich seiner zu erwehren, wirft sie ihn mit aller Kraft wider die Wand. Doch gerade diese heftige Abwehr erlöst ihn von der Froschgestalt. «Nur du konntest mich erlösen», sagt er am Hochzeitstag zu seiner jungen Frau. Wegen dieser seltsamen Erlösung ist schon gesagt worden, das sei eigentlich ein ganz unmoralisches Märchen; denn statt einer Strafe sei dem Mädchen aus seiner an einem Tier begangenen Roheit ein großes Glück erwachsen. Ja ich erinnere mich sogar an den Ausspruch, der Tierschutzverein müßte verbieten, Kindern dieses Märchen zu erzählen. Wer so redet, mißverstehet gewiß seinen Sinn. In «Jakobs Wanderungen» von Jeremias Gotthelf finden wir dasselbe Erlebnis. Ein Mädchen hat den jungen Menschen in den Sumpf gezogen, ein anderes errettet ihn daraus, indem es ihn, wie das Königstöchterlein den Frosch, «wider die Wand wirft», d. h. ihn heftig zurückweist. Gerade diese Ablehnung öffnet ihm die Augen für den ganzen großen Abstand zwischen seiner eigenen innern Unsauberkeit und ihrer Reinheit, weckt in ihm das Verlangen, selber wieder ein sauberer Mensch zu werden, der wenigstens ihrer Achtung wert wäre, und bewirkt so seine Umkehr. Auch hier wie im Froschkönig war das Mittel zur Rettung nicht das Nachgeben, sondern die aus Selbstachtung erfolgte leidenschaftliche Abwehr.

Es ließe sich noch vieles sagen von der Rolle der Frau im Märchen, von liebevollen und von lieblosen Töchtern, von hingebenden und selbstsüchtigen Ehefrauen usw. Immer wieder steht im Märchen die bewahrende, heilende, erlösende Liebeskraft der wahren Frau im Kampf mit der verderblichen, unheilvollen Macht, die von der entarteten Frau ausgeht. Im felsenfesten Glauben an die göttliche Gerechtigkeit verkündet es den Sieg des Guten über das Böse, das letzten Endes seinen Träger selber zugrunde richtet.

Glückwunsch für Elsa Reber

Am 13. Mai hat Fräulein Elsa Reber, Präsidentin des Schweizerischen Lehrerinnenvereins, ihr 60. Lebensjahr vollendet. Mit unermüdlicher Arbeitskraft und -freude widmet sie sich neben dem Lehramt an der Töcherschule Talhof, St. Gallen, dem Verein. Stets ist sie bemüht, die verschiedenen Wünsche, Anliegen und Anträge zu durchdenken, im Zentralvorstand zu beraten und wenn immer möglich zu verwirklichen. Ihr gerechter Sinn, ihre große Erfahrung in der Vereinsführung gestatten ihr den klaren Ein- und weiten Überblick, den die Leiterin eines so großen und vielschichtigen Gemeinwesens, wie es unser Verein ist, unbedingt haben muß. Mit Freundlichkeit und überlegener Ruhe waltet sie ihres Amtes, dem Wohl und der Würde des Lehrerinnenstandes verpflichtet.

Wir freuen uns, Elsa Reber herzliche Wünsche für ihr weiteres Wirken darzubringen.

*Im Namen der Redaktionskommission:
Magda Werder*